

Hedwig

Autor(en): **Schibli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572398>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

brach. In den ersten Jahren hatte das Tanti oft die Hände fest aufs Herz pressen müssen, wenn sie an einem der Wiegenbettchen stand, in dem wieder ein Neugeborenes lag, und trotz aller Liebe, die sie umgab, fühlte sie sich doch manchmal außerhalb stehend. Das war nun vorbei. Sie empfand ihr Leben als reich und ausgefüllt, und sie konnte lächeln, wenn die gedankenlose jugendliche Schar im Chorus „Dou-i-ye“ schrie.

Einmal traf eine ihrer Nichten sie mit einem Kästchen voll Briefe vor sich, die in Päckchen geordnet und mit Seidenfäden zusammengebunden waren. „Das sind Briefe, die meine Mutter und ich einander geschrieben haben,“ sagte das Tanti.

Das junge Mädchen sah sie fragend an: „Aber Tanti, ich meinte, du wärest nie von der Großmutter getrennt gewesen!“ „Das war ich auch nicht,“ erwiderte sie; „aber als ich in dein Alter kam, da beschäftigten mich so mancherlei Fragen, die ich mich scheute, bei Tage auszusprechen, kindische Dinge vielleicht, religiöse Zweifel, allerlei Herzensunruhen, die einem jungen Menschenkind kommen, wenn es aus der Kindheit erwacht und das Leben immer rätselhafter erscheint. Wir führten ein unruhiges Haus: da waren die vier Brüder und ihre Freunde und die Pflegegeschwester, deren wildes Temperament mir immer fremd blieb, da war der literarisch-politische Zirkel, der sich um deine Großeltern gesammelt hatte; wir hatten viel Geselligkeit, und ich mußte tüchtig springen, um mit allem fertig zu werden. Aber abends, wenn ich der Mutter gute Nacht gewünscht hatte und in meinem Stübchen saß, dann mußte ich noch vertraulich mit ihr reden, und ich schrieb alles nieder, was ich nie gewagt haben würde, mündlich zu sagen. Ich legte meinen Brief in ihren Handarbeitskorb, und den Abend darauf fand ich ihre Antwort in meinem Nähtörbchen. Wir sprachen nie über unsern geheimen Briefwechsel, wir nickten uns nur über die Köpfe der vielen Menschen, die sich tagsüber zwischen uns drängten, mit den Augen zu, und ich fühlte mich beseligt und bevorzugt vor allen. Erst als meine Brüder die Universität

bezogen und die Pflegegeschwester sich verheiratete, trat an Stelle unseres Briefwechsels ein inniger Gedankenaustausch von Mund zu Mund. Aber dann kam meines Lebens heißester Schmerz und Entsagen über mich, der Tod der Mutter und der Verzicht auf den geliebten Jugendfreund — zu jener Zeit glaubte ich zusammenbrechen zu müssen...“

Niemand merkte, daß das Tanti gebrechlich wurde. Zwar fiel es hin und wieder einem der Neffen auf, wie schwer sie sich auf seinen Arm stützte; aber sie schien stets heiter und wohl zu sein, und in ihrem glänzend braunen Scheitel zeigte sich noch kein einziges weißes Haar.

An einem Herbsttag kam die Nachricht von ihrem Tode. Der Bruder, in dessen Hause sie wohnte, schrieb, sie habe drei Tage zu Bett gelegen, wie sie geglaubt, an einer vorübergehenden Unpäßlichkeit; der Arzt habe dann festgestellt, daß sie schon lange schwer gelitten haben müsse, daß es fast unglaublich sei, wie sie es habe verheimlichen können. Ein wunderliches Gefühl beschlich da die „Kinder“, die jetzt fast alle erwachsene Menschen waren. Wie egoistisch waren sie doch gewesen! Wie gedankenlos hatten sie in den Tag hinein gelebt! Einige hatten sogar über dem stark auf sie einströmenden Leben Tantis letzten Geburtstag, der ein paar Tage vor ihrem Tode gewesen, vergessen. Ob sie das wohl schmerzlich empfunden? Sie hätten sich auf die Erde werfen und laut weinen mögen, wenn sie daran dachten. Und dann zogen ihnen all die fröhlichen und bunten Erinnerungen an das Tanti durch die Seele, und sie dachten an die Biskuthafen und die roten und weißen Zudereier zu Ostern, an Spaziergänge durch die Felder, an heimliche kleine Überraschungen unter der Bettdecke, an unsäglich viel Gutes und Liebes, das bunt und fröhlich, hell und warm war. Und als sie später heirateten und eigene Kinder hatten, da erzählten sie ihnen vom Tanti — aber da war schon beinahe ein Märchen daraus geworden.

Warnung

Laß dich von den lauen, linden
Märzenlüften nicht verleiten;
Denn sie heucheln, wenn sie schmeicheln,
Und sie lügen aller Zeiten.
Laß dich von der warmen, weichen
Märzensonne nicht verwöhnen;
Denn sie meuchelt, wenn sie streichelt,
Und ist falsch wie alle Schönen.

Laß sie werben, laß sie winken;
Aber laß dich nicht erweichen:
Lerne warten, bis im Garten
Dich kein Frühreif kann erreichen.
Besser ist's, die jungen Triebe
Noch im Keim erstickt zu haben,
Als die zarten, frosterstarrten
In der Blüte zu begraben.

Hans Rudolf Ringier.

Angelus

Milde laß' ich meine Hand
Auf der kühlen Mauer liegen,
Und die letzten Schwalben fliegen
Um des Turmes steile Wand.

Ueber mir, mit leisem Schlag,
Singt ein abendlich Geläute,
Daß mein schmerzenreiches Heute
Sanft und still sich lösen mag!

Milde tropfend sinkt der Laut
In die uferdunkeln Weiten...
Willst du, Frieden, mich geleiten
In die Welt, vor der mir graut?

Elisabeth Luz, Männedorf.

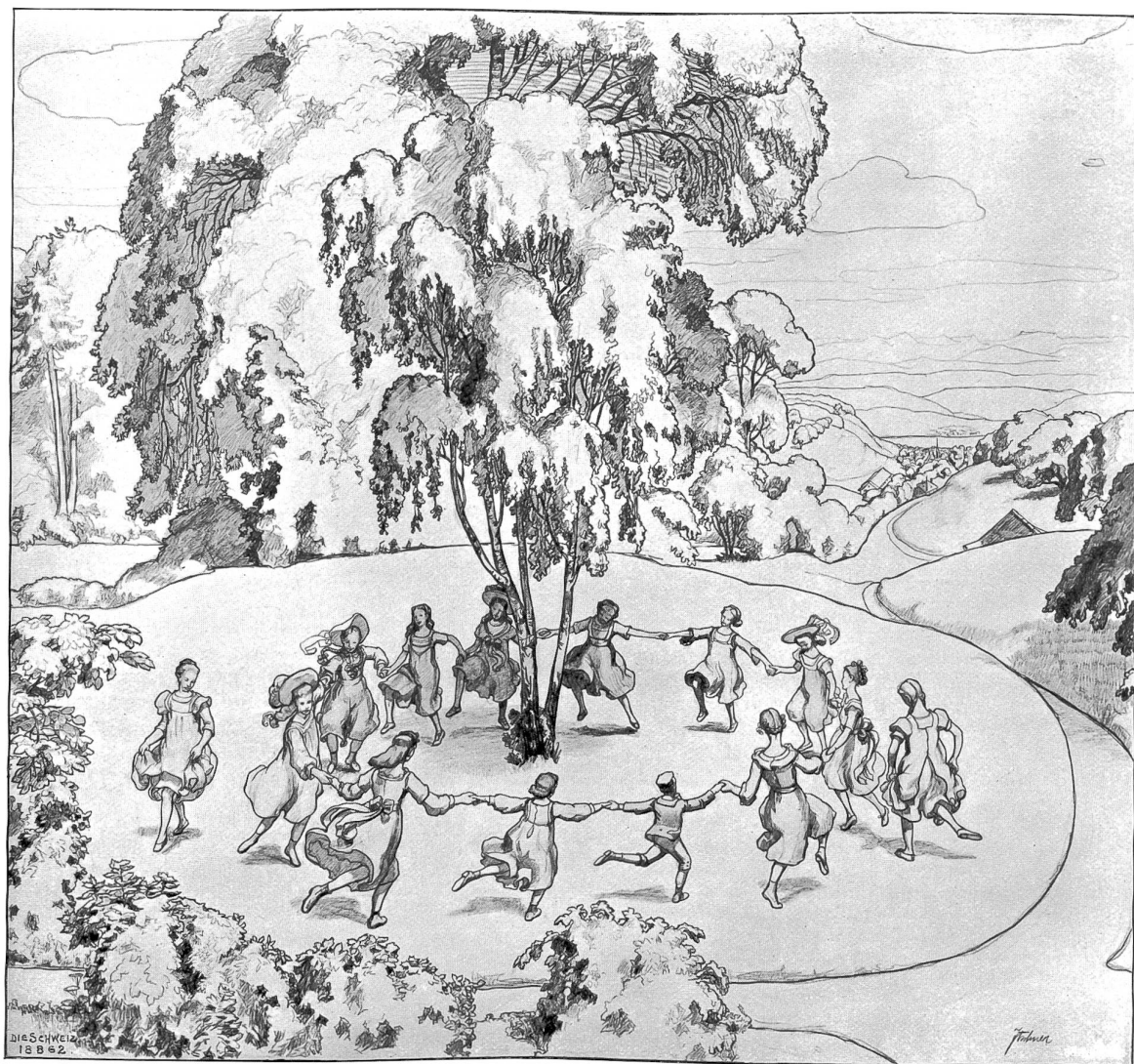
Sedwig

Zuweilen bitter, schonungslos und wild
Ergreift und martert mir ein Schmerz die Brust —
Wer sagt es dir, daß du so reich und mild
Und ahnungsvoll den Bettler trösten mußt?

O, deine Hände sind so kühl und rein
Und deine Worte großer Güte voll!
Ich gehe wie in einen Frieden ein
Und weiß nicht, wie ich dafür danken soll.

Du bist mein Ziel und meine Heimatsstatt —
Was lockt den Wanderer noch die bunte Welt?
Daß meine Mühsal all ein Ende hat,
Ist deiner lieben Macht anheimgestellt.

Emil Schibli, Bern.



Karl Fischer, Küssnacht (Bürich).

Reigen.
Zeichnung.